

Charles Chadwick  
Die Frau, die zu viel fühlte



Charles Chadwick

Die Frau,  
die zu viel  
fühlte

Roman

Aus dem Englischen  
von Klaus Berr

Luchterhand



# ERSTER TEIL



An einem feuchten und einsamen Abend vor etwa fünf Jahren beschloss ich ganz spontan, etwas über meine jüngere Schwester Julie zu schreiben. Ich weiß nicht mehr, warum. Natürlich hatte ich sie immer im Hinterkopf gehabt – als eine Art permanenter Abwesenheit, die hin und wieder wie ein Geist in Erscheinung trat, um mich daran zu erinnern, dass sie noch immer irgendwo existierte. Vielleicht hatte ich eine heisere, schnell sprechende Stimme gehört, die klang wie die ihre. Oder ich hatte auf der Straße flüchtig jemanden gesehen und einen Augenblick lang gedacht, es sei sie. Diesmal aber war es, als würde sie in einem dunklen Winkel meines Zimmers lauern und mir zu verstehen geben, dass sie so schnell nicht wieder weggehen würde. In der Vergangenheit hatte ich sie immer wieder zügig aus meinem Gedächtnis verbannt, mit der Ausrede, dass ich Wichtigeres hätte, worüber ich nachdenken müsse. »Na mach schon, Johnny«, schien sie zu sagen, »schau doch, ob du zur Abwechslung mal was über mich schreiben kannst.«

Jetzt fällt es mir wieder ein. Ich ordnete meine Papiere

und stieß auf einige Fotos aus unserer Kindheit. Während ich sie mir ansah, nahmen die Erinnerungen Gestalt an und ließen sich nicht mehr abschütteln. Einige waren Schnappschüsse von der Familie am Meer, und sie brachten mir den Tag zurück, als wir zum letzten Mal mit unserem Vater dort waren. Plötzlich erinnerte ich mich wieder sehr deutlich daran und auch an den Bericht, den ich vor vielen Jahren darüber geschrieben hatte – obwohl ich mir ziemlich sicher bin, dass an diesem Tag keine Fotos gemacht wurden.

Ich erzählte Hester, meiner anderen Schwester, von diesen Schnappschüssen, und sie meinte mit der für sie so typischen barschen Telefonstimme, dass Julie wohl ein oder zwei Absätze wert sein könnte. Sie wusste damals nicht, dass dieser Bericht überhaupt existierte – mehr darüber später. Als politischer Kolumnist bewege ich mich in einer Welt des »öffentlichen Lebens« und bin ziemlich damit beschäftigt, mit Menschen und Ereignissen auf Tuchfühlung zu bleiben und zu allem meinen Sermon abzugeben, um meinen Ruf zu wahren, ganz zu schweigen vom vielen Lesen als Vorbereitung für meine eigenen Bücher. Und dann ist da noch diese endlose Reihe von Lunches und Dinners und Partys, die ich besuchen muss, um nur ja nichts zu verpassen. »Um meinen Ruf zu wahren«: Ich glaube, das ist die eigentliche, selbstsüchtige Wahrheit. Falls man mich nach der Zielsetzung meines Lebens fragte, dann würde ich wahrscheinlich irgendetwas Aufgeblasenes über die Suche nach der Wahrheit antworten, dass ich die Mächtigen zur Rechenschaft ziehe und die

Betrüger und Ihresgleichen bloßstelle. Kurz gesagt, ohne Frau und Familie habe ich ein kaum nennenswertes Privatleben, und ich glaube auch nicht, dass es mir je abgegangen ist.

Ein- oder zweimal waren Julies Erscheinungen weniger geisterhaft, wenn auch nicht weniger flüchtig. Eines regnerischen Abends vor etwa zehn Jahren schaute ich hinunter auf die Straße vor meiner Wohnung und war mir sicher, dass sie es war, die ihren Regenschirm nach hinten kippte und zu mir hochsah. Ich öffnete sogar das Fenster, um sie zu rufen, aber da war sie bereits wieder verschwunden. Und sofort nach diesem flüchtigen Blick auf das feucht glänzende, nach oben geneigte Gesicht redete ich mir ein, dass es irgendjemand hätte sein können, und wahrscheinlich hatte ich auch irgendeinen Abgabetermin einzuhalten. Bei einer anderen Gelegenheit spazierte ich durch den St. James Park und meinte, sie in einiger Entfernung mich beobachten zu sehen. Es war Winter, und sie trug einen roten Schal, eine grüne Kappe und einen schweren, schwarzen Mantel. Ich blieb stehen und starrte einen Augenblick lang zurück, hob, glaube ich, sogar die Hand und rief ihren Namen. Aber sie eilte davon. Eine dritte Gelegenheit ergab sich in der Oper, als ich sie in der Pause hoch oben im Rang zu sehen meinte. Das Licht wurde bereits schwächer, und diesmal dachte ich, sie würde mir winken, und ich winkte zurück. Aber die Frau neben mir winkte ebenfalls jemandem dicht neben ihr im Rang. Wieder war der Augenblick entschwun-

den. Manchmal glaubte ich, wie gesagt, ihre Stimme gehört oder sie in einer Menge gesehen zu haben, erkannte aber sehr schnell, dass es nur flüchtige Ähnlichkeiten waren. Diese Gelegenheiten, und es gab noch ein oder zwei andere, vergaß ich wieder, weil mein Kopf mit Wichtigem beschäftigt war – wie ich mir in meiner Aufgeblasenheit bestimmt eingeredet hatte. Genau diese Aufgeblasenheit hat man mir schon mehr als einmal vorgeworfen. Ich versuche es ja, aber es ist ziemlich schwierig, nicht aufgeblasen zu klingen, wenn man sich vieler Dinge ziemlich sicher ist.

Wie auch immer, der Fund der Schnappschüsse und Hesters Kommentar waren wohl ein Hinweis darauf, dass ich das Bedürfnis hatte, hin und wieder all der Gehässigkeit und dem Neid und der Eitelkeit und der Gier des öffentlichen Lebens zu entfliehen, das mich so lange von den einfachen, alltäglichen, persönlichen Dingen, die das Leben fast aller anderen bestimmen, abgelenkt hatte. Vielleicht fragte ich mich auch, ob mich das alles ärmer gemacht hatte, die Anstrengung des rein rationalen Denkens. »Private Gesichter in der Öffentlichkeit sind klüger und netter als öffentliche Gesichter im privaten Raum.« Was für eine private Welt konnte ich jetzt noch bewohnen, da es diesen öffentlichen Gesichtern doch so am Herzen lag, mir schönzutun und mich zu beeindrucken, damit sie von dem Kommentator, der einmal als der »geachtetste von allen« galt, lobend erwähnt wurden? In dem Buch, das ich veröffentlicht hatte, ging es um die grundlegenden Über-

zeugungen, ob religiöser oder anderer Art, von politischen Führern und Parlamentariern, und was es für Ähnlichkeiten gab mit politischen Persönlichkeiten in anderen Ländern. Es kam zu dem Schluss, dass es im Großen und Ganzen kaum nennenswerte Überzeugungen gab. Ehrgeiz und Eigennutz waren die Motive, die sie vor allem antrieben, alle moralischen Alternativen wurden dem Machttrieb untergeordnet. Es ging um die Leere im öffentlichen Herz der Dinge, während es im Privaten doch eine solche Überfülle an persönlicher Güte gibt – ganz zu schweigen von der riesigen Kluft zwischen dem, was Politiker und dergleichen glauben, worüber die Menschen sich den Kopf zerbrechen, und dem, worüber sie ihn sich wirklich zerbrechen. Ich frage noch immer, nach welchen Prinzipien, falls überhaupt, unsere politischen Führer leben – ganz zu schweigen von den Finanziers, Industriekapitänen und dergleichen. War ich zu zynisch, um einzugestehen, dass es unter ihnen einige gibt, die angetrieben sind vom Wunsch, in der Welt Gutes zu tun? Dabei ist es doch der Zynismus, den ich bei anderen so verabscheue.

Ich sage das alles jetzt, da solche Urteile oberflächlich erscheinen, geschrieben nur um der Wirkung und der Anerkennung willen, für ein Schulterklopfen, wobei das Buch allerdings recht gut aufgenommen wurde. Wie dem auch sei, das Folgende habe ich zu der Zeit über Julie geschrieben.

\*

Inzwischen haben wir Julie fast zwanzig Jahre nicht gesehen. »Arme, kleine Julie« nannten wir sie früher, bevor es wirklich anfang, schlecht für sie zu laufen. Mit den Jahren haben wir es immer mehr vermieden, sie auch nur zu erwähnen. Wichtig war allein, ob einer von uns beiden etwas von ihr gehört hatte, und diese Neuigkeit hätte dann natürlich nicht Zeit gehabt bis zum nächsten unserer Routineanrufe.

Die Anrufe sind inzwischen wirklich fast reine Routine, das muss ich leider sagen. Hester lebt in Lincolnshire und kommt nie nach London. »Warum um alles in der Welt sollte ich das tun?«, fragt sie mit ihrer weltverdrossenen Stimme und fügt vielleicht noch hinzu: »Außer um diesen brillanten Bruder von mir zu besuchen?« oder etwas Ähnliches. Ihre Selbstbeherrschung scheint ihr jede Freude, jede frohe Erwartung abgedrückt zu haben, so dass sogar das Gefühl für das Schwinden der Zeit beinahe etwas Extravagantes ist. Immer wenn wir miteinander telefonieren, ist das Gesicht, das ich mir vorstelle, ein statisches und schattenloses, die Augen hinter ihren dicken Brillengläsern unsichtbar, als würde sie mit geschlossenen Augen vor einem Spiegel stehen – eine Verdrängung, kein Ausdruck der Verzweiflung. Das ist zumindest mein Bild von ihr. Das Talent zum Schreiben kann mehr sein als nur eine Möglichkeit, den Lebensunterhalt zu verdienen. Bin ich ihr je gerecht geworden? Was das angeht, bin ich je irgendjemandem gerecht geworden?

Sie könnte auch noch hinzufügen, dass sie sich über mich auf dem Laufenden hält, indem sie hin und wieder meine Kolumne liest und mich »im Fernseher« sieht, wie sie es nennt. Sie kommentiert nie, was ich schreibe oder sage, stimmt mir weder zu, noch widerspricht sie mir; das ist einfach mein Beruf. Es gibt nichts, was ich sie über ihr kleines Haus oder ihren kleinen Garten oder ihre Nachbarn fragen könnte, mit denen sie nichts gemein hat, obwohl »sie, schätze ich, recht harmlose Leute sind«. Sie ist pensionierte Bibliothekarin, die sehr viel liest, vor allem Romane. Sie hat es aufgegeben, sie mir zu empfehlen, weil ich ihr sagte, dass sie mich so oft enttäuschen: die Trivialisierung und die Schwarzweißmalerei, der Mangel an Besonderheit und das verkrampfte Bemühen, »schön zu schreiben«, das Unscharfe und Beliebige, der Mangel an Lebensechtheit oder »Lebhaftigkeit«, wie ein Kritiker das einmal nannte. Nur Worte und keine Menschen. Wie derselbe Kritiker sagte: »Helle Lichter sind nicht immer ein Zeichen von Bewohntheit.« Sie empfahl mir Schriftsteller, auf die das alles nicht zutraf (Sebald, Makine, Robinson, Némirovsky, Lessing, Trevor, Munro sind einige Namen, dir mir in den Sinn kommen), und für ihre Vorschläge war ich immer dankbar. Auf jeden Fall, so sagte ich, hätte ich neben all der Lektüre, die ich sowieso durcharbeiten müsse, keine Zeit für etwas anderes. Über meine Bücher sagte sie, sie seien »sehr intelligent und interessant«, aber ich bezweifle, dass sie sie zu Ende gelesen, geschweige denn genossen hat. Sie sind durchaus respektabel, auf ihre Art vielleicht

sogar maßgeblich, aber zwischen uns konnten sie kaum ein Gesprächsthema sein.

Kurz, unsere Telefongespräche (immer bin ich es, der anruft) sind knapp und eher selten, von meiner Seite her kaum mehr als Pflichterfüllung, das muss ich leider zugeben. Wie gesagt, sie ruft mich nie an. Einmal fragte ich sie, warum. »Mach dich doch nicht lächerlich!«, erwiderte sie. »Du bist viel zu beschäftigt, als dass du dich mit einer alten Jungfer von Schwester abgibst, die in einem Dorf in Lincolnshire lebt und absolut nichts Interessantes in ihrem Leben vorzuweisen hat, außer, wie viele Eier die Hühner gestern gelegt haben ...« »Aber du bist meine *Schwester!*«, hätte ich einwenden sollen. Vielleicht habe ich es sogar getan. Es hätte nichts geändert. In der Stille haben wir dieselben Gedanken, die zu schmerzlich sind, um sie auszusprechen. Wo lief das alles schief? Die wichtigsten aller Fragen ...

Während ich dies schreibe, sehe ich Julie deutlich vor mir, das strahlende Lächeln, als wir uns umarmten auf dieser windigen Straße in Soho, nachdem wir zusammen zu Mittag gegessen hatten. Sie hatte ununterbrochen darüber geredet, wie wunderbar ich schreiben könne, dass sie immer gewusst habe, dass ich Erfolg haben würde, wie stolz sie sei und so weiter. Sie wirkte so glücklich und sorglos, und ich wartete auf den Augenblick, da sie mich wieder einmal fragen würde, ob ich ein wenig Geld übrig hätte, nur das, was ich dabeihätte, sie sei gerade ein wenig knapp

bei Kasse. Ich hatte mir davor 200 £ aus dem Bankautomaten geholt, nur für den Fall. Doch allmählich merkte ich, dass sie nur so viel redete und lächelte, um die Tränen zu unterdrücken, um den Kummer, der in ihr aufwallte, in Schach zu halten. Immer wieder fasste sie auf dem Tisch nach meiner Hand, als wäre ich es, der Trost und Ermutigung brauchte. Einmal machte ich den Fehler, zwischendurch auf die Uhr zu schauen, und sie rief aus: »O Gott, es tut mir so leid, mein Lieber, wie gedankenlos von mir, wo du doch so beschäftigt bist! Natürlich haben wir keine Zeit mehr für Nachtschiff und Kaffee...« Und sofort fing sie an, ihre Habseligkeiten in die Handtasche zu stecken und ihren Schal umzulegen und, diesmal sehr zielstrebig, meine Hand zu fassen. »Mein Lieber, mein lieber Johnny, du bist ja so *gescheit*, und ich bin so ein Quälgeist. Du brauchst dein Hirn wirklich für anderes als für mich dummes altes Ding. Ach warum, Johnny, warum mache ich mich immer nur so furchtbar lächerlich?«

Das war unsere letzte Begegnung. Das waren ihre letzten Worte. Eine lange, feste Umarmung auf dieser kalten, hektischen Straße, dann wandte sie sich von mir ab, bevor ich etwas sagen konnte, und ich wusste, sie tat es, weil ihr nun doch die Tränen kamen. Oder genauer, ich sagte zwar etwas, aber ich glaube nicht, dass sie es hörte. »Ich will nur, dass du glücklich bist, Julie...« war alles, was ich herausbrachte.

Und so kommt es, dass Hester und ich nicht über Julie sprechen, weil wir beide auf unsere Art nicht sagen

können, dass wir nur hoffen, sie habe ihr Glück gefunden. Und doch wissen wir, dass sie, wenn sie es gefunden hätte, es uns irgendwie hätte wissen lassen – um unser Gewissen zu erleichtern, wenn das nicht zu zynisch ist. Sie hätte uns nie einen Haufen Lügen über Erfolg oder Glück aufgetischt, denn sie war selbst zu vertrauensselig, sie hätte nicht erwartet, dass wir etwas glaubten, was nicht ganz stimmte. Hester sagte einmal, sie ist aus unser beider Leben verschwunden, weil sie Angst hatte, dass unsere ständige Sorge um sie uns zu viel Kummer machen könnte. Ihre Stimme klang leicht bitter dabei, als würde sie nur aussprechen, was ich nicht sagen wollte. Und ja, sie war eine Peinlichkeit, ein Quälgeist geworden. Der mondäne, seriöse John Bridgewell mit seiner promisken Schwester ...

Sie schickte uns eine Postkarte mit Poststempel aus Liverpool, auf der nur stand: »Mein lieber, lieber Bruder und meine liebe, liebe Schwester. Morgen früh geht's ab nach Kanada. Ist besser für alle, wenn ich mich von diesem traurigen Schlamassel meines Lebens (endgültig, haha!) verabschiede. Ich kann einfach nicht mehr so weitermachen. Ein neuer Anfang, eine Wiedergeburt, wie es heißt. Ihr seid besser dran ohne mich. Übrigens, alle Schulden sind beglichen! Und VIELEN DANK!« Sie meinte, sich entschuldigen zu müssen bei weiß Gott wie vielen Leuten, die sie enttäuscht zu haben glaubte. Wo habe ich das nur gelesen: *Denn nur die Guten zweifeln an ihrem eigenen Gutsein, was sie überhaupt erst zu Guten macht. Die*

*Schlechten wissen, dass sie gut sind, aber die Guten wissen gar nichts. Sie bringen ihr Leben damit zu, anderen zu vergeben, aber sich selber können sie nicht vergeben.*

Ach, Julie! Sie hatte eine solche Lust aufs Leben, eine solche Bereitschaft zu helfen und zuzuhören, und sie hatte so viel Fröhlichkeit in sich! Und eine solche Fähigkeit zu geben – ist das ein Maß für die Fähigkeit, sich verletzen zu lassen? Diese Männer, einer nach dem anderen, wandten sich von ihr ab. »Warum sind solche Unmengen von wunderbaren, begabten Mädchen mit unmöglichen Männern verheiratet?« Nicht dass sie irgendeinen von denen geheiratet hat, soweit ich weiß. »Es wäre dann schwerer, mich sitzenzulassen, nicht, Johnny?«, sagte sie einmal zu mir mit diesem für sie so typischen, sowohl beschämten wie triumphierenden Kichern. Es war, als würde es ihr nichts ausmachen, doch dann legte sie den Hörer auf, als wollte sie nicht, dass ich an ihrer Stimme hörte, wie viel es ihr ausmachte.

Auf einer Party sprach ich einmal mit einer Frau, die nicht wusste, dass ich ihr Bruder war. Julie stand in einer anderen Ecke des Zimmers, hatte einem Mann die Hand auf die Brust gelegt und lachte ausgelassen. Auch er lachte, aber die beiden anderen, die bei ihnen standen, ein Mann und seine Frau, die ich entfernt kannte, missbilligten es offensichtlich. Die Frau neben mir sagte: »Diese Julie, immer im Mittelpunkt, weil sie sich immer in den Mittelpunkt stellt. Was für eine leichte Beute.« Ich ging weg. Ich verteidigte sie nicht, was meine Schande noch vergrößerte.

Diese Lust auf alles, was war sie denn anderes als Hunger nach Leben, Hunger nach Liebe? Aber als sie diesem Mann auf die Brust klopfte, sah ich, wie sie anderen auf die Nerven gehen konnte, ohne es auch nur zu ahnen – sie nahm einfach an, dass die Leute eben so waren, dass sich jeder danach sehnte, das meiste aus dem Leben herauszuholen. Es sei nicht nur die endlose, unverfrorene Fröhlichkeit, die die Leute verärgerte, sagte man mir bei einer anderen Gelegenheit. Es sei ihre Großzügigkeit – freigebig versandte sie kleine Gaben, verschenkte Bücher, erinnerte sich an Geburtstage und Jubiläen, verlieh Geld und so weiter. Es war nicht die Großzügigkeit von jemandem, der gemocht werden wollte. Sie war ohne jeden Hintergedanken. Dieses Zitat kommt der Sache ziemlich nahe. Es war Menschenfreundlichkeit, glaube ich, ganz gewöhnliche Herzengüte. In der gierigen, geschwätzigen, zynischen, eitlen und neidischen Welt, in der ich lebe und über die ich zu schreiben versuche, hat solche Spontaneität keinen Platz. Die Kehrseite davon war, dass sie ebenso ungezügelt von anderen borgte, in Dimensionen, die zurückzuzahlen sie nie hoffen konnte. Einmal überzeugte ich einen Parlamentsabgeordneten, sie als Teilzeitsekretärin einzustellen, aber das hielt nur einen Monat: »Um ganz offen mit Ihnen zu sein, alter Knabe, für mich ein bisschen zu durchgeknallt. Nettes Mädchen und alles. Sehr nett. Aber nicht gerade die Verschwiegenste.« Ich konnte mir nur zu gut vorstellen, was er meinte. Es war mir peinlich. Ich hatte Respekt verloren. Ja, es gab oft Zeiten, da wünschte ich mir, Julie würde einfach verschwinden...

Hier brach der Text ab, weiter war ich vor fünf Jahren bei meinem Versuch, etwas über Julie zu sagen, sie zusammenzufassen, nicht gekommen. Das war die reine Wahrheit: eine endgültige Zusammenfassung, bestimmt allein für den Papierkorb des Lebens. Ich legte es mit Julies Postkarte, den Fotos und meinem Bericht über den letzten Ausflug ans Meer beiseite. Und ich tat es mit einem erleichterten Aufseufzen. Schon allein der Gedanke an Julie war zu einer Last geworden, die ich gern abschüttelte – die Erkenntnis, dass bei der Frage, was wohl aus ihr geworden war, der Groll inzwischen stärker war als die Liebe. Ich sehe jetzt deutlich, dass das, was ich geschrieben hatte, ans Sentimentale grenzte, weil ich nur das Beste in ihr sehen wollte und den Rest minimiert hatte. Aber das Beste war strahlend, und ich versuchte, mich daran zu klammern. Wenn ich es jetzt wieder lese, erkenne ich auch, dass ich das verletzliche Kind in ihr gesehen hatte.

Und doch habe ich den Ordner nicht weggeworfen, seitdem liegt er an einer Ecke meines Schreibtischs. Es ist ein sehr vollgepackter Schreibtisch, aber ich lege nie Bücher und Papiere obenauf. Vielleicht ist es eine stete, wenn auch unbewusste Erinnerung daran, dass ich Julie nie komplett aus meinem Leben streichen kann. Der Ordner liegt da wie ein Vorwurf, ein verblässer Rest dessen, was sie mir einmal bedeutet hat.

Zu der Zeit bekam ich auch eine neue und interessante Kolumne angeboten und erhielt außerdem den Auftrag

für ein neues Buch. Es sollte eine Studie werden darüber, was aus dem Konflikt zwischen Freiheit und Gleichheit geworden war und wie der vom Postulat der Brüderlichkeit beeinflusst worden war: Diese drei waren inzwischen degeneriert zu Befriedigung, Verdummung und Schmeichelei. Und davon ausgehend wollte ich zeigen, wie die Sucht nach immer Neuem, Arschkriecherei und Promi-Geilheit an die Stelle der Erneuerung der Werte und der öffentlichen Ehre getreten war. Ziemlich dogmatisches Zeug, nicht sehr originell, klar, aber es traf doch hier und dort den richtigen Ton. Und so war Julie wieder einmal größtenteils vergessen. Ich habe seither nicht mehr in den Ordner geschaut, aber hin und wieder habe ich die Hand danach ausgestreckt und sie dann wieder zurückgezogen, aus Angst, ich könnte vereinnahmt werden von ihrer geisterhaften Präsenz, und sie würde mich dann nicht mehr loslassen. Zumindest bis jetzt war das so.

Vor etwa vierzehn Tagen war es wieder einmal Zeit für meinen Routineanruf bei Hester. Sie wirkte ungewöhnlich schwach und distanziert. Als ich sie fragte, wie es ihr gehe, zögerte sie, bevor sie mit einem Seufzen sagte: »Kann mich nicht beschweren, Johnny.«

Normalerweise war sie so scharf und barsch, ich wusste sofort, dass etwas nicht stimmte. »Du würdest es mir doch sagen, oder?«

»Dir was sagen?«

»Na, wenn du krank wärst zum Beispiel.«

»Natürlich.«

Aber ich wusste, sie würde nichts sagen, höchstens in einem extremen Fall. »Ich muss dich bald einmal besuchen«, sagte ich. »Ich habe jetzt mehr Zeit.«

»Das würde mich sehr freuen«, sagte sie, als meinte sie es ernst. Dann fügte sie wie aus heiterem Himmel hinzu: »Ich habe in letzter Zeit sehr viel an Julie gedacht.« In ihrer Stimme lag eine ungewöhnliche Schwermut, und ich wartete, wie mir schien, sehr lange. »Erinnerst du dich noch an den Tag, an dem wir an den Strand fahren, kurz bevor Vater sich aus dem Staub machte?«, fragte sie.

»Ja, daran erinnere ich mich. Das war ziemlich schrecklich, oder?«

»Die Sache ist, du wolltest ihn tot an diesem Tag, nicht?«

»Ich weiß nicht mehr ganz...«, setzte ich an, aber ich erinnerte mich noch viel zu gut daran. Ich hatte diesen Bericht geschrieben, kurz bevor unsere Mutter starb, und hatte ihn mir noch einmal angesehen, als ich meine Gedanken über Julie in den Ordner steckte, der noch immer an dieser Ecke meines Schreibtischs lag.

»Weißt du nicht mehr, in diesem Café im Krankenhaus, nachdem wir Mutter besucht hatten, da hast du doch zugegeben...«

»Na ja, ich weiß nicht so recht, ob ich...«

»Ich habe gesehen, was du getan hast, Johnny. Ich wollte ihn auch tot. Ich wollte, dass er aufhört, Mutter das Leben zur Hölle zu machen... Bitte, versuch dich zu erinnern.«



Charles Chadwick

**Die Frau, die zu viel fühlte**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 224 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-630-87406-7

Luchterhand Literaturverlag

Erscheinungstermin: August 2013

Darf es das geben, ein unbeschwertes Glück?

John Bridgewell, politischer Journalist in London, ist über die Jahre zynisch und einsam geworden. Seine letzten lebenden Verwandten sind seine Schwestern Julie und Hester, die er kaum noch sieht. Julie haben sie genaugenommen vor zwanzig Jahren aus den Augen verloren. Als er herauszufinden sucht, was aus Julie geworden ist, die immer einerseits ein Ausbund an Fröhlichkeit und Lebenslust war, andererseits stets in Geldnöten und Schwierigkeiten steckte, führen ihn die wenigen Spuren bis nach Kanada und wieder zurück nach Dorset ans Meer. Mit wem er auch spricht, alle erinnern sich mit einem Lächeln und mit Wehmut an Julie. Die strahlende Julie, die immer nur wollte, dass alle glücklich sind, die verzweifelte Julie, die einfach zu viel fühlte. Und die daran fast zerbrochen ist ...